**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender

**Band:** 211 (1932)

Artikel: Das Bündner-Haus

Autor: Poeschel, Erwin

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-374885

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 23.10.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Blanta-Saus in Buog, Beispiel eines jum herrenhaus entwickelten Engadiner Bauernhauses. (Phot. Albert Steiner.)

# Das Bündner=Haus.

Bon Ermin Boeichel.

Raum ist der Titel geschrieben, so müssen wir ihn schon in Frage stellen. Denn es gibt sein Bündner Haus in dem Sinn eines einheitlichen, seststehenden Typus, der für die bäuerliche Bauweise des ganzen Landes Geltung hätte. Es ist damit ähnlich wie mit der Sprache. Sine Bündner Mundart existiert nicht, denn der Kanton spricht ja in drei Jungen, der romanischen, der deutschen und der italienischen, und innerhalb dieser drei großen Gruppen gibt es wieder Abwandlungen und Nuancen in großer Jahl. Und ähnlich ist es auch mit den Häusern. Der Mische und Uebergangssormen sind so viele, daß es weit über den Rahmen dieser kurzen Drientierung hinausginge, wollten wir uns auf ihre Darstellung einlassen.

Die erste ganz oberflächliche Ordnung nun brinsgen wir in dieses vielgestaltige Bild, wenn wir daran denken, daß Graubünden ein Grenzland zwischen Nord und Süd, zwischen Deutsch und Welsch ist und daß es daher vor allem diese beiden Stams

mesgegensätze sein werden, die sich auch in den Hausformen aussprechen. Aber hier müssen wir — um
allzu flüchtige Schlußfolgerungen zu vermeiden —
uns gleich wieder vergegenwärtigen, daß diese Zweisteilung nicht auf der ältesten Besiedelung beruht,
sondern erst die Folge einer erst im frühen Mittelsalter, etwa um die Zeit Karls des Großen, einsetzens
den Entwicklung ist.

Vorher war Graubünden romanisches Land. Belschen Blutes die autochthone Bevölkerung war, ehe sie der römischen Eroberung anheimfiel, ist nicht genau zu sagen. Man spricht von illvrischen, ligutischen, keltischen und — in den südlichen Tälern — von etruskischen Elementen, — genug, wenn wir sie als das Alpenvolk der Käter mit dem Namen bezeichnen, unter dem sie uns von den antiken Schriftstellern und Inschristen zum erstenmal vorgestellt werden. Es waren wilde und ungebärdige Menschen, von denen die gepslegten römischen Geschichtsschreiber

graufige Dinge zu erzählen wußten. Burden schon ihre häufigen Raubzüge in die fruchtbare lombar= dische Ebene dem Imperium immer unbequemer, so war, als Helvetien von Cafar besiegt und die Legio= nen am Rhein gegen die Germanen angesetzt waren, das rätische Paßgebiet auch als rückwärtige Berbindung wichtig geworden. Rom beschloß deshalb, auch in Kätien durchzugreifen. In einem wohlsberechneten Zangenangriff unter Führung der Kaisers söhne Drusus und Tiberius wurde das ganze Alpen= land unterworfen und dem Imperium einverleibt. Auf diese Annexion geht die Romanisierung auch jenes Gebietes zurück, das heute den Kanton Graubünden bildet. Soldaten, Kaufleute, Zollpächter, Handwerker, Beamte kamen ins Land; der ganze Troß eines wohlorganisierten Eroberervolkes, das ähnliche Usurpationen schon so und so oft ausprobiert und durchgeführt hatte, setzte sich unter dem Schute des Legionsadlers fest. Die Neuorganisation flappte wie eine Mobilisation. Beteranen bekamen Land, und vielleicht wurden da und dort sogar die jungen einheimischen Kräfte in den Heeresdienst weggeführt und durch ausgediente Soldaten ersett.

Ein zweiter Romanisierungsschub erfolgte dann vermutlich viereinhalb Jahrhunderte später, als die römische Herrschaft nördlich der Alpen zusam= menbrach. Damals werden mit den Legionen auch viele italische Ansiedler zurückgeflutet und manche von ihnen in den Bündner Tälern zurückgeblieben jein. Denn hier dauerten römische Einrichtungen und Gesittung fort. Die alemannische Invasion reichte nicht bis dorthin, sondern machte in der Gegend des hirschensprunges im Rheintal halt. Gleichsam im Windschutz der Berge bewahrte sich hier römische Rultur und Art, bewahrte sich auch die lateinische Sprache, die sich aus dem Bulgärlatein zu einem eigenen — dem rätoromanischen — Idiom ent= wickelte, das kein Zweig der italienischen Sprache ist, sondern ein selbständiger Schößling aus lateinischer Mutterwurzel, ähnlich wie das Spanische.

ım

ei=

jt,

2=

11=

he

ht

11=

ie

It

n,

In dies dergestalt romanisierte rätische Volk drang im frühen Mittelalter das deutsche Element. Zwar kam das Land schon 535 n. Chr. unter die fränkliche Gerrschaft, aber eine energische Germanisierungs-politik trieb hier erst Karl der Große. Er teilte das Land in Gaue, schiefte seine Grasen, brachte deutsche Edle, Bauern, Beamte, Mönche ins Land, und im Laufe von wenigen Jahrzehnten gab es deutsche Höse in allen Tälern.

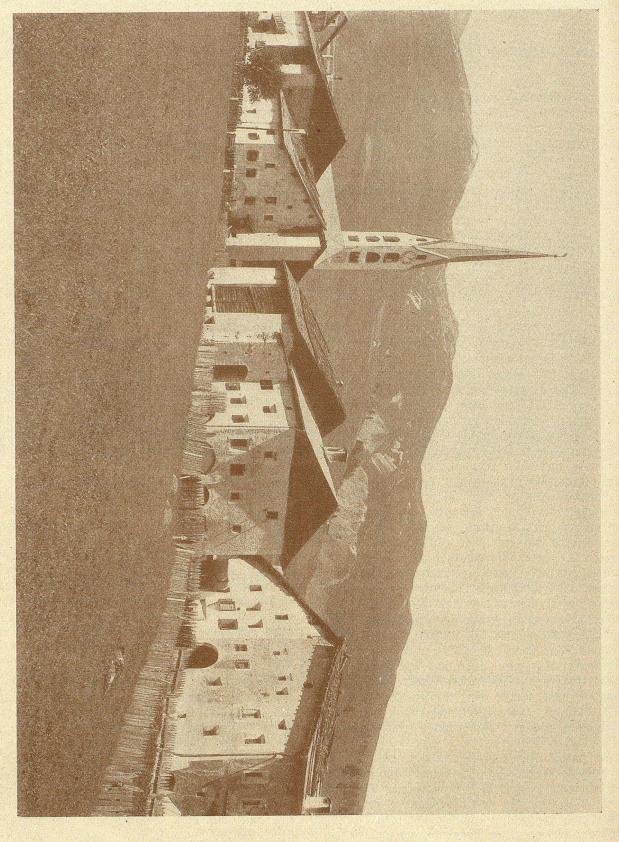
Der fremde Zuzug brach nun wohl nie mehr ganz ab und er machte sich naturgemäß im nördlichen, dem alemannischen Gebiete benachbarten Teil Grausbündens am meisten geltend. Ohne Zweisel haben dabei auch die Kolonisationen von rein deutschen Klöstern, wie jenen der Roggenburger und Prämons

stratenser in Churwalden und zu St. Jakob im Prätigau eine Rolle gespielt. Aber wir mussen uns doch immer wieder vergegenwärtigen, daß es meist unmöglich sein wird, zu unterscheiden, ob nur eine Berdeutschung der Sprache oder eine wirkliche Aenderung des Volkskörpers durch Einwanderung vorliegt. Ein solcher Fall ist indes — wie die Forschung flar erwiesen hat — gegeben bei den Walsereinwanderun= gen, die im Bündnerland zum erstenmal um das Jahr 1270 zu beobachten sind. Es handelt sich hier um deutsche Leute aus dem Wallis, die - vielleicht durch Jahre der Dürre zur Auswanderung gezwungen — von rätischen Dynasten in hochgelegenen Tälern angesiedelt wurden. Diese wetterharten, arbeitsamen und mit reichlichem Nachwuchs geseg= neten Bauern gewährten ihren Schukherren doppel= ten Gewinn: Steigerung der Abgaben durch Urbari= sierung von Dedland und militärische Unterstützung in allen ihren Fehden. Nach Graubünden kamen sie, wie man annimmt, nicht direkt aus dem Wallis, son= dern über eine Zwischenstation in den Tocetälern Pomat und Simpeln. Zuerst erscheinen sie im Rhein= wald, bald darauf auf Davos und hernach in rascher Folge an vielen Orten, im Schanfigg, im Prätigau, in Safien, im Avers, im Bals, auf Oberfagen usw.

Daß bei so bewegten Siedelungsbedingungen auch das Bild der heimischen Bauweise viele Formen vereinigen muß, das wurde eingangs schon gesagt. Denn wie die Sprache, so wanderten auch Haussformen herzu, bürgerten sich ein oder beeinflußten doch die bereits vorhandenen Thpen, ähnlich wie in das Rätoromanische deutsche Wortelemente einsdragen. Aber auch hier dürsen wir — ebenfalls wie bei der Sprache — nicht aus der Haussform ohne weiteres auf die Stammeszugehörigkeit der Bewohner schließen: denn einmal ist es möglich, daß Einwanderer die bereits eingebürgerte Haussorm annahmen, andererseits aber können sich auch die Einsheimischen zu einem importierten Thy bekehrt haben.

Aus dem vielgestaltigen Bild nehmen wir hier zu näherer Betrachtung zwei Typen — einen romanischen und einen deutschen — heraus, die beide einen sest umrissenen Charakter zeigen: das Engadiner und das Prätigauer Haus.

Das Engabiner Sausist nicht zufällig zum eigentlichen Repräsentanten der Bündner Bauweise geworden, so daß man gemeinhin meist an diese Form denkt, wenn vom "Bündner Haus" die Rede ist. In der schweren, wuchtigen Kraft seiner unsgegliederten Steinmasse, den mächtigen Mauern und gedrungenen Gewölben scheint es uns ein Gebilde der gleichen Natur, zu der die großartigen Formen der gigantischen Bergblöcke gehören, und es bedünkt uns auch, daß diese Bauform der richtige Ausdruck dieses Volksschlages ist, seiner schweren, selbstbewußs



Säusergruppe bei ber Kirche von Zuog.

Phot Hans Meißer

ten, phrasenlosen und in sich selbst sicheren Art. Der Hauskörper ist einfach bis zur Strenge, ein glatter, länglicher Bau mit viereckigem Grundriß ohne Ansäke oder Einsprünge, bedeckt mit einem schwach geneigten, meist mit Steinplatten bedeckten Dach. Die Umfassungsmauern sind aus Bruchsteinen aufgerichtet und des rauhen Klimas wegen von statt= licher Dicke. Würden hier die Fenster in sonst üb= licher Weise mit geraden Leibungen angelegt, so bestünde nur die Wahl zwischen zu großen Deff= nungen, die viel Winterfälte einlassen — denn die Verschlüsse und Abdichtungen sind mangelhaft oder einer ungenügenden Belichtung des Innern. Daher weitete man die Leibungen schießscharten= förmig nach oben und nach der Seite hin aus und erzielte so noch einen günstigen Lichteinfallswinkel.

Der besseren Belichtung dienen auch die Erker, die im Unterengadin besonders häufig sind und dort oft sehr reizvolle und bizarre Formen annehmen. Im Oberengadin sind sie, wie alles andere auch, einsacher und strenger, meist nur als dreikantiges Prisma sweisenstrig an die Wand geklebt. Es ist aber nicht nur die Sehnsucht nach Licht und Luft, was ihnen zur Entstehung verhalf, sondern ebenso sehr das in der dörflichen Einsamkeit besonders lebhafte Verslangen, ja nichts von den spärlichen Sensationen zu versäumen, die sich auf der Straße ereignen.

Diese Erker sind es auch, an denen sich eine gemäßigte Zierfreudigkeit im Schnitwerk der Fensterstöcke, bisweilen auch in einer grotesken Ausbildung der Konsolen zu fratenartigen Gebilden auswirft. Die ernste Form der glatten Hausmasse zu beleben, sind auch die geschmiedeten Fenstergitter da, die bei keinem einigermaßen hablichen Hause fehlen. Wer sich nicht eine ganze Reihe davon leisten konnte, der schmückte wenigstens das Korridorfenster des Obergeschosses über dem Hauseingang mit einem solchen Schmiedekunstwerk, und man sieht schon dar= aus, daß hier mehr an Schmuck denn an Sicherheit gedacht wurde. Denn des Schutzes wären Erdgeschoß= fenster doch viel mehr bedürftig. An dieser Stelle aber, in der Hauptachse der Front, bildet dieses Schmiedewerk aus geometrischen Mustern, aus Spi= ralen oder aus Blattwerk, Ranken, Blumen, heral= dischen Tieren usw., manchmal flach vorgesetzt oder auch korbartig ausgewölbt, einen so starken Schmuckakzent wie das gestickte Mieder in einer Tracht.

Bisweilen wird diese zentrale Stelle der Hausstront aber auch durch einen anmutigen Balkon hersausgehoben, ein leichtes, zierliches Gebilde, das wie das Kest einer Hausschwalbe über dem Eingang sist. Das darunterliegende große Tor war früher auch bei bescheideneren Häusern meist Gegenstand einer dekorativen Durchbildung und sei es auch nur durch eine sorgfältige Profilierung der Füllungsrahmen oder

die Berzierung der grätig aufgelegten "Dopplungen" mit riesigen Nägeln. Oft jedoch wurden Schnizereien aufgewendet und in kräftiger, derber, bäuerischer Manier mit mächtigen Muscheln, Blattwedeln, Delphinen u. a. die Füllungen der Türflügel geschmückt.

Kür die Dekoration der Hauswand selbst hat sich eine ganz bestimmte Technik so sehr eingebürgert, daß wir uns schon daran gewöhnt haben, sie als typisch bündnerisch anzusehen, obwohl sie sicher mit fremden Handwerksleuten aus dem Welschland eingewandert ist. Es ist dies jene als Sgraffito — deutsch Krats technif — bezeichnete Art, deren Wesen ist, daß sie mit doppeltem Verput arbeitet. Auf den unteren gelblich getönten wird, sobald er leicht gebunden hat, eine zweite hellere Kalkschicht aufgetragen und aus ihr die Zeichnung herausgekratt: ornamentale Um= rahmungen der Fenster und der Türe, Inschriften, Wappen, bisweilen auch teppichartig in prächtigen reichen Motiven die ganze Fläche überziehende zu= sammenhängende Muster. Wir können uns heute nur noch eine schwache Vorstellung davon machen, wie ziervoll ehemals diese — anscheinend anfangs des 16. Jahrhunderts bei uns aufgekommene — Fassadendekoration das Bild der Bündner Dorfgasse gemacht hat. Denn vieles ist unter der nüchternen Tünche späterer Zeiten verschwunden, durch die es oft schwach und ein wenig vorwurfsvoll durchscheint.

Daß diese Technik hier so rasch und so nachhaltig einwurzelte, ist kein Zufall. Sie ist wie für das Haus in den Bergen ersunden, solid, wetterbeständig und nicht rasch verblassend und verwitternd wie Malerei. Dazu zeichnen sich in dem klaren Licht der Höhe auch die zarteren Ritzlinien noch scharf ab, ohne daß die ganze Fläche unruhig verzettelt würde und die Bausmasse von ihrer imposanten ruhigen Kraft verlöre.

Aber es ist nun an der Zeit, sich im Innern des Haufes ein wenig umzusehen. Wer das Aeußere genau betrachtete, hat allerdings von der Einteilung schon Wesentliches wahrgenommen. Denn da die Fenster hier ohne Kücksicht auf Symmetrie, nur nach Bedürfnis der Wohnräume angelegt sind, konnte er von der innern Einteilung schon etwas ablesen; auch sah er ein großes Tor, das nicht für Menschen allein gemacht sein konnte, und endlich mußte ihm ein sehr wichtiges Charafteristikum des Engadiner Hauses flar geworden sein: daß Wohnung, Stall und Scheune hier in einem Bau unter einem und demselben First in der aleichen Richtungsachse ihr Obdach haben. Der Stall ist im Erdgeschoß untergebracht, sein Tor liegt meist an der Hausfront, etwas tiefer als die Haustüre und das Straßenniveau; der Stallzugang hat also Gefälle nach innen, während zum Haupttor eine leicht austeigende Rampe führt.

Durch diesen Eingang betreten wir einen Raum von überraschender Großartigkeit, einen langen und



Suler eines Engadiner-Hauses. Im hintergrund rechts die Einfahrt zur Scheune.

(Phot. Allbert Steiner.)

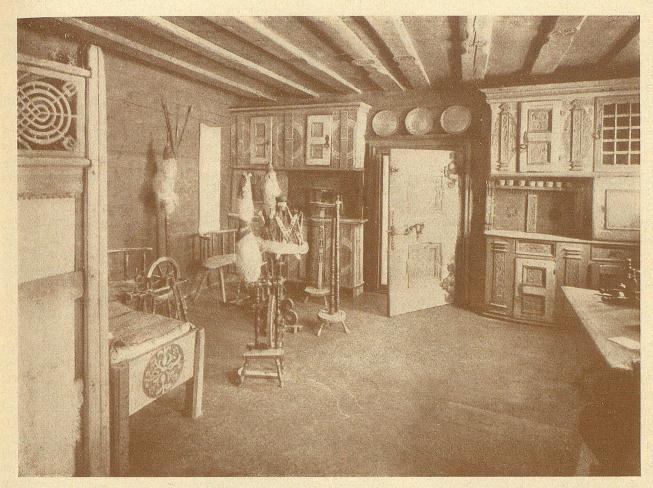
weiten Gang, von einem mächtigen Tonnengewölbe überdeckt, das sich bisweilen bis zu einer Spann-weite von über acht Metern streckt. Es ist der "Suler" — so heißt man im Oberengadin diesen Gang, während er im unteren "Kierten" genannt wird — der architektonisch bedeutendste und merkwürdigste Teil des Engadiner Hauses. Er ist Haupt- und Schlagader des Gebändes; denn er birgt nicht nur die Zugänge zu allen Wohnräumen und die Haupttreppe zum Obergeschoß, sondern er ist zugleich Einsahrt in die Scheune, die sich rückwärts an den Wohnbau anschließt und sich dadurch deutlich von ihm abzeichnet, daß sie zum Teil aus Holz kein- pseiler eingespannt sind.

Beim einsachen Bauernhaus, das sich noch nicht zu den Dimensionen eines mehr herrenmäßigen Besitzes ausgewachsen hat, liegt dieser Suler zwischen einer Außenwand und dem Wohntraft, ist also kein Mittelsforridor, sondern ein die Länge des ganzen Wohnshauses durchlausender Seitengang. Die Anordnung der an ihn anstoßenden Gemächer ist von strengem Herfommen sest bestimmt. Vorn, gegen die Straße zu — und häusig so vorgeschoben, daß der Hause eingang durch ein Seitensenster zu kontrollieren ist — sehen wir die Stube, dann solgt die Küche und darnach die Vorratskammer, im Oberengadin "Chami»

neda" genannt. Ueber diesen Käumen des Erdsgeschosses liegen die Kammern; die größte, an der Front gelegene, ist das Hauptschlafzimmer, das mit der untern Stube durch eine eigene, beim Dsen emporsührende innere Treppe in Verbindung steht. Das ist eine sehr sinnreiche Anordnung: denn das Schlafzimmer selbst wird meist nicht geheizt, sondern empfängt durch die Bodenluke so viel aufsteigende Wärme, daß es genügend temperiert wird.

Diese vertikale Organisation sett sich dann in einer zweiten obern Kammer fort. Die hintern Gemächer sind häufig nur Abstellräume. So bilden diese drei übereinandergelegten vorderen Räume, die Stube und die beiden Kammern, alle von der aufsteigenden Wärme des gleichen Ofens erfüllt, den "warmen Kern" des Hauses. Sie nehmen in ihrer Höhe oft nicht Rücksicht auf die Dimensionen des Gulers; denn da dieser den einfahrenden Heuwagen Raum 311 geben hat, so muß sich sein Gewölbe zu einer Höhe spannen, wie sie der Bauer für seine Stube nicht liebt. Die drei Räume dieses "warmen Kerns" teilen sich daher bisweilen in die gleiche Höhe, die der Sulèr und der obere Korridor für sich in Anspruch nehmen: auf zwei Geschosse im Korridortrakt kommen dann also drei bei den Stuben.

Das ist wärmewirtschaftlich sehr sinnreich außgedacht, da niedere Räume leichter heizbar sind als



Engadiner Stube (im Engadiner Museum, St Morit).

er tit

)t.

13

en

de

er

ei

be

n

m

ft

3;

11

10

jt

i=

r

h

11

(Phot Hans Meißer.)

hohe. Der Wärmehaltung dient auch in trefflichster Weise die Konstruktion der Stube. Sie ist wie eine allseitig geschlossene hölzerne Schachtel in den Mauer= mantel des Hauses gestellt. Boden, Wände, Decke, alles aus dem gleichen Material ineinandergefügt. So wirft sie wie ein direfter Abkömmling der alten gotischen Stube, die sich hier in den Bergen wie in einem Reservat konserviert hat. Die Tragbalten der Decke ragen noch sichtbar in den Raum, bisweilen einfach profiliert, oft sogar mit den gotischen Alee= blattmotiven geschnitzt; ja nicht allzu selten findet man noch die Wölbung der mittelalterlichen Decke. Das alles ist meist aus dem herrlichen Arvenholz gearbeitet, diesem mit vielen dunklen Ustflecken bizarr belebten Material, das jenen merkwürdig bitterfüßen Geruch trägt, den man nie mehr vergißt. Man fönnte sich denken, daß ein Bündner in der Fremde, wenn ihn irgendwo, vielleicht aus einer alten in die Ferne verschlagenen Trube, dieser Geruch anwehte, von so zehrendem und unbezwingbarem Heimweh befallen würde wie die einsame Wache zu Straßburg auf der Schanz beim Ruf des Alphorns.

Wie das ganze Haus, so ist auch die Stube nach einem festen, durch Jahrhunderte sanktionierten Branch eingeteilt. In der hellen Fensterecke steht der Tisch und zwischen Türe und Fensterwand das Prachtstück des Raumes: das Büffet. Es ist häufig durch edleres Material ausgezeichnet, aus Nußbaumholz gearbeitet und mit funkelnden Messingbeschlägen besett, manchmal aber auch aus dem gleichen Arvenholz wie die Stube und dann ungefirnist und unlackiert wie das Täfer, aber reich dekoriert mit fräftigen Schnitzereien: barocken Ornamenten, schwellen= den Blattwedeln, geschuppten Pilastern, Zahnschnitt= friesen und voll geschwungenen Profilen. Meist war in einer eigenen Nische ein zinnerner Wasserbehälter und ein Waschbecken eingebaut, aber fast überall ist es zusammen mit den schönen Tellern und den kantigen, an einem Ring zu tragenden Weinkannen der flingenden Münze der Antiquitätenjäger nachgelaufen. Die Türe zu den kleinen innern Schubfächern ist als Schreibplatte ausgebildet. Sehr weitläufig ist diese Schreibgelegenheit zwar nicht, aber die Korrespondenz, der sie zu dienen hat, auch nicht.

In der Ede zwischen Korridor und Küchenwand steht der Ofen. Er ist in der richtigen alten Engadi= ner Stube nie aus Kacheln gebaut, sondern gemauert und verputt, ein ungefüges und flobiges Gebilde, das nur durch das hölzerne Schutgitter etwas belebenden Schmuck erhält. Dieses Holzgestell sichert die Kanten und es greift auch über die Krone des Ofenbaues hinauf, um oben oft in einem zier= lich ausgesägten Gitterwerf zu enden, das die hier zum Trocknen aufgehängten Bäschestücke sorgsam verbirgt. Ursprünglich hat dieser Ofen nur die einfache Form des Würfels, aber unter dem Einfluß der Entwicklung des Kachelofens sucht auch er nach ge= fälligerer Gestalt; er wird polygonal und schlanker, gliedert sich allmählich in zwei Geschosse und läßt sich endlich mit einer kleinen Ruppel oder einer Base bekrönen. Geheizt wird er immer von außen, meist vom Gang, seltener von der Rüche aus.

Gewölbt wie der Sulèr ist auch die Küche mit dem mächtigen Rauchsang, desgleichen die hinter ihr liegende Chamineda, die nicht ein kleines Abstellwinkelschen ist wie in den Stadtwohnungen, sondern eher einer Hauskapelle gleichsieht. Und für die Engabinerin vom alten Schlag war dieser Raum auch so etwas wie ein Heiligtum. Hier hingen ehrsuchtsgebietend in langen Reihen wie Prunkstücke einer Schakkammer die wohlgeratenen, lustgetrockneten "Binden" und Schinken; denn es gehörte zum guten Ton, jeweils noch einen ganzen "Jahrgang" in Borrat zu haben, wenn der neue schon anrückte.

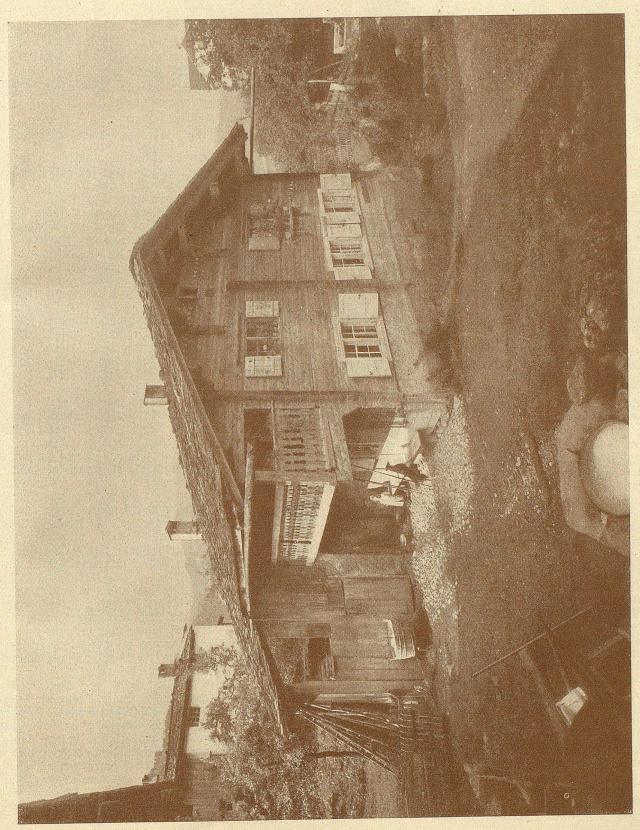
Mit diesen Räumen sind die Grundelemente des Engadiner Hauses beschrieben, jedoch verharrte die Entwicklung nicht bei dieser einfach bäuerlichen Form. Der Bündner blieb, auch wenn er in fremden Heeresdiensten zu Vermögen gekommen war und seinem Namen ein Adelsprädikat und den Scheitel seines Tores ein Wappen zierte, doch dem Bauern= tum verwachsen, und er suchte sich in seinem privaten Dasein nicht aus der Gemeinschaft des Dorfes auszusondern. Dieses wirklich volkstümliche Empfinden, das sich nicht an einer Parteiformel genügen läßt, sondern das ganze menschliche Verhalten bestimmt, drückt sich nun auch in der Weiterentwicklung des Engadiner Bauernhauses zum Herrenhaus aus. Im Neußern wird nichts Wesentliches geändert, es bleibt die glatte einfache Form, es bleibt auch die Vereini= gung von Wohnhaus, Stall und Scheune unter dem gleichen Dach; nur im Innern paßt sich das Haus den vermehrten Mitteln und Bedürfnissen an. Da es hier nicht mehr möglich ist, auf Einzelnes ein= zugehen, so sei nur das Wichtigste noch erwähnt: der Sulèr wird zum Mittelgang, indem sich nun auch auf der andern Seite noch ein Trakt von Wohn= räumen anschließt, vor allem die "Sala", ein ge= wölbtes Gemach an der Front des Erdgeschosses zum Aufenthalt in der wärmeren Jahreszeit, und darüber die "stüva sur", die obere Stube, ein Pruntzimmer mit schönem Täser aus edlem Holz, mit Intarsien und Schnikwerk.

Für das deutsche Gegenstück, das Prätigauer Haum gehlieben. Doch dürfen wir uns damit beruhigen, daß diese Bauweise nicht eigentlich bündnerisch ist wie das Engadiner Haus, sondern eine alemannische Wohnstorm darstellt, die wir auch anderwärts, beispielse weise in der Innerschweiz, finden. So sollen uns also wenige Worte zur Charakterisierung genügen.

Zunächst ein grundlegender Unterschied: fanden wir das romanische Haus aus Stein gemauert, so ist dies alemannische in Holz konstruiert, aus behauenen Balten "geftrickt", sodaß man an den außen vorstehenden Balkenköpfen die innere Einteilung schon etwas ablesen kann. Ueber diese Einteilung gewinnt man das klarste Bild, wenn man sich vorstellt, dass im primitivsten Zustande, in längst versunkener Vor= zeit, dieses Haus einmal nur einen einzigen Raum mit Fenerstelle besaß, aus dem sich nach und nach Separaträume ausschieden. Als erfte Unterteilung muß man sich eine Querteilung zwischen Küche und Wohnraum vorstellen. Wir sagen Querteilung, weil diese Wand im rechten Winkel zur Firstrichtung verläuft. Da das Haus mit dem Giebel zur Talseite gestellt wird, der First demnach gegen den Hang hinläuft, so liegt die Rüche also bergseits und die Stube vorne der Sonne zu. Die vordere Stube erfährt später abermals eine Teilung, nun aber in der Längsrichtung, es wird eine Kammer ausgeschieden, die neben der Stube an der Front liegt. Der Küchenraum, der Feuersgefahr wegen meist ge= mauert, ist zugleich Vorhaus, er nimmt den Zugang auf, der an der Traufseite des Hauses liegt. Bei steigenden Ansprüchen findet aber auch hier wieder eine Unterteilung statt, indem sich ein eigener Vor= raum aussondert oder ein Gang zwischen die vor= deren Gemächer und die Rüche einschiebt, der dann rechtwinklig zur Firstrichtung verläuft und nicht parallel zu ihr wie der Engadiner Sulèr.

Diese Haussorm bildet heute noch den Normaltyp des Prätigauer Hauses, der durch alle Abwandslungen, Bereinfachungen und Bereicherungen immer wieder durchscheint. Die bereichernden Barianten bestehen lediglich in Raumvermehrungen innerhalb dieses Grundschemas, sei es, daß drei Käume an der Borderfront angeordnet, oder daß auf das Untergeschöß noch ein oder gar zwei weitere Stockwerke aufgesetzt werden, wobei sich an der einen Traufseite meist eine offene Laube anschließt.

Sehr oft wächst sich auch der gemauerte Sockel, auf dem der Strickban ruht, zu einem richtigen massiven



r r

= r = 6 n 3 = n

haus in Luzein im Prätigau.

Untergeschöß aus, das Lagers und Kellerräume entshält und einen eigenen Eingang an der Front hat. Diese Lösung liegt besonders nah bei Häusern, die auf abfallendem Gelände errichtet sind. Nah verswandt mit diesem Typ ist auch eine walserische Form, bei der jedoch die Küche vorne an Stelle der Nebensstube liegt.

Wir hätten aber eines der wichtigsten Unterscheis dungsmerkmale dieser alemannischen Haussorm von

der rätoromanischen Wohnweise vergessen, wenn wir nicht endlich noch betonten, daß hier nicht Mensch und Vieh das gleiche Obdach teilen, sondern Stall und Scheune vom Wohnhaus getrennt sind.

Mehr als einige Linien zu zeichnen, gestattete der Raum nicht. Aber der Zweck des Geschriebenen ist ja nicht, das eigene Suchen und Sehen zu ersetzen, sondern dazu aufzufordern.

## Die Bienenfahrt.

Bon Emanuel Schmid, Schwanden.

Der Kleinhändler Pfefferli hatte in Birrlingen einen Kunden zu besuchen, und da das Geschäft bald erledigt, benützte er die Zwischenzeit, um seinen ehemaligen Schulkameraden Meierhans aufzusuchen. Der war aber gerade am Einfassen eines jungen Bienenschwarms und konnte daher seinem werten Jugendgenossen wenig Med' und Antwort stehen. Immerhin war das Zusehen dieser seltsamen Arbeit auch recht interessant, nur hielt sich Pfefferli als vorsichtiger Mann immer in respektivoller Entsernung. Als die unruhigen Viecher trozdem um seine Ohren summten, hielt er es für geraten, sich zu drücken, zumal die Bahnzeit zur Abfahrt mahnte.

Im Wagenabteil merkte er aber zu seinem Schrecken ein berdächtiges Kribbeln in den Hosen. Ein Stachelstierchen mußte sich trotz aller Borsicht doch berirrt haben. Die Situation war etwas unheimlich, zumal das Vieh sich immer weiter nach oben bewegte, in der irrigen Hossfnung, da vielleicht einen Ausweg zu finden.

Gine bertrauliche Unterredung mit dem Kondukteur schaffte Kat. Der hinterste Personenwagen war ganz leer, dazu bestimmt, die Marktbesucher von Kirchhosen nach Hause zu bringen. Mit Geld und guten Worten läßt sich ja vieles machen und so durste Psefferli das Abteil für sich allein in Anspruch nehmen behufs einer gehörigen Hoseninspektion. Und da die Fahrstrecke etwas lang war, blieb ihm auch genügend Zeit dazu.

Er entledigte sich da rasch seiner unentbehrlichen Rleidungsstücke, sand aber trop allen Suchens das Krabbeltierchen nicht. Er wendete alle Falten, das Futter; aber umsonst, das unruhige kleine Wesen war nicht zu entdecken. Schon ertönte das Einfahrtsignal der Lokomotive, und so galt es Gile! Kurz entschlossen schwittelte Pfefferli die Hosen zum Wagensenster hinaus, daß sie lustig flatterten, und hoffte, so den unheimlichen Gast zu entsernen.

Da, was war das? — Ein hohes Weichengestell! Die Hosen berfangen sich daran und — weg sind sie, zum Schrecken des Besitzers. — Was nun machen? Die Situation kann sich jeder selber ausmalen, und ein Blick ins Freie ließ erkennen, daß eine Menge Marktstrauen mit Körben und Paketen der Ankunst des Zuges harrte. — Es mußte rasch gehandelt werden. Ein Versuch, in die Rockärmel zu schlüpfen und so eine Hose borzutäuschen, mißglückte. Die Tuchröhren waren zu enge und nur mit Mühe wieder in aller Haft abzusstreisen. Da sieht er seinen Schirm. Wirklich, so ein

Schirm ist ganz samos! Psefferli drückte sich in die Wagenecke, spannte den Schirm über seine Blößen und legte seine Hönde schützend über das Dach.

Schon stiegen hinten und born Marktleute ein, und stutten nicht wenig, als sie den seltsamen Mann sahen. Einige meinten, man hätte es mit einem Spaßwogel, andere aber mit einem Verrückten zu tun. Pfefferli hielt sest seinen Schirm und ließ die Leute denken was sie wollten. Als aber der Plat knapper wurde und der Mann immer noch keine Miene machte, seine Narretei zu beenden, kam es zu gegenseitiger Auseinandersetzung in gutem Schweizerdeutsch. Aber Pfefferli kümmerte sich nicht darum und ließ alles unbeantwortet.

Da mußte der Zugführer Ordnung schaffen! Etliche Weiber weigerten sich, in diesem Abteil eine Fahrt zu machen; denn der Mann war doch gewiß nicht bei Trost mit seinem offenen Regenschirm! Die ohnehin merkliche Zugsberspätung erhielt durch diese Störung eine weitere Zugabe, und das machte die Laune der Passagiere nicht besser. Hier konnte nur Gewalt helsen.

Doch der Mann wehrte sich verzweifelt, und als endlich der beschenkte Kondukteur erschien, klärte er ihm den ganzen Sachberhalt auf. Da gab es nun ein Lachen bon allen Seiten, das auch die Reisenden der andern Wagen anlockte. Alles wollte die Ursache erfahren und den seltsamen Fahrgast sehen. Jeder Stiegentritt wurde erklettert, jede Plattform besetzt. Eine Frau anerbot sich, eine am Markt gekaufte Sofe zu beräußern, auf welchen Vorschlag Pfefferli freudig und ohne viel Martten einging. Schnitt, Farbe und Größe spielten dabei keine Rolle mehr. Als es aber ans Zahlen ging, da merkte Pfefferli erst, daß ja sein Geldbeutel in den vermaledeiten Hosen stedte, und aus dem Handel wurde nichts. Die Frau verlangte Barzahlung, ansonst die Hosen ihr Eigentum blieben, was andere auch bermitteln wollten. Das Bahnpersonal drängte zur Absfahrt. Pfefferli blieb immer in gleicher Lage sitzen, während sich die Fahrgäste im schmalen Bang stauten; aber man konnte es ihm nicht übel nehmen.

Bei der nächsten Station sollte der Wagenwechsel stattsinden — und was dann? Pfefferli schwizte. — Da hatte der Zugführer einen glücklichen Einfall. Er holte einen Dienstmantel aus dem Schuppen, und als sämtliche Passagere den Wagen verlassen hatten, konnte auch Pfefferli sich wenigstens anständig kleiden, und so auf dem Stationsbüro auf seine Hosen warten, die er denn auch richtig unbeschädigt mit dem nächsten Zuge

wieder erhielt.

Seitdem haßt er alle Bienen und Wespen, und geht ihnen aus dem Weg, wo er nur immer kann.